

Schmidt seiner Frau und anderen immer weniger Einblicke in sein Schaffen gewährte. Es schmerzt, lesend mitzuerleben, wie er sich von Schmidt abkanzeln ließ. Man mag das als hinnehmenswerte Marotte eines Ausnahmeschriftstellers ansehen; vielleicht werden die zahlreichen Leserinnen und Leser, die der Rezensent diesem Briefband wünscht, das ebenso empfinden.

Zur ›Dialogizität‹ bei Arno Schmidt

Rezensionen zu Sven Hanauschek: »Die Undine kennt Jeder von uns erementaschen hier.« Dialogizität in Arno Schmidts Erzählung *Brand's Haide* (1951). In: Carmen Ulrich (Hg.): *Dialog und Dialogizität*. München: Judicium 2017, S. 26–45. ISBN 978-3-86205-508-1, 315 S., 42 € und Harry Fröhlich: *Gespräche »und noch was anderes«*. Dialogizität in Arno Schmidts *Abend mit Goldrand*. In: Pawel Piszczatowski (Hg.): *Diálogos. Das Wort im Gespräch*. Göttingen: V&R unipress 2018, S. 101–125. ISBN 978-3-84710-825-2, 264 S., 40 €

Bestimmte, für das Werk Schmidts typische Formen des Schreibens werden gemeinhin unter der Kategorie des Dialogs subsumiert:

- die oft als »Brotarbeiten« titulierten Übersetzungen von Poe bis Bulwer-Lytton und zuletzt noch Cooper als Fortführung seiner »Gespräche« mit Literaten und deren Werken;
- die mannigfaltigen Gespräche über Literatur, die jedoch aus Monologen, »Referaten« und Selbstreflexionen der in-

szenierten Sprechteilnehmer, einschließlich der autofiktionalen Einmischungen ihres Autors bestehen;

- die Parallelstrukturen im Roman *Kaff, auch Mare Crisium*, und die vom Gang der Handlung bestimmten Verkettungen und Verzahnungen (z.B. Dorfgeschehen und Mondhandlung), begründen einen nur imaginären Dialog;
- das Gewebe von Literatur und Sexualität, tritt spätestens seit *Zettel's Traum* in eine quasi dialogische Beziehung tritt, trägt aber den Stempel der Freud'schen Instanzenhaftigkeit, am deutlichsten in *Abend mit Goldrand*, wo die handelnden Personen sichtbare Träger der Es-, Ich- und Über-Ich-Instanzen sind.

Zwei Aufsätze wollen hier präzisieren, nachdem die Kategorie der ›Dialogizität‹ nun auch Eingang in die Schmidt-Forschung gefunden hat:

Der in München lehrende Literaturwissenschaftler Sven Hanschek bezieht sich im Wesentlichen auf *Brand's Haide*. Er zeigt sich zunächst überrascht, dass in diesem frühen Werk ein strenger Begriff von Dialogizität gar nicht anwendbar zu sein scheint, da die dominierende Erzählweise vom Modell eines Ich-Erzählers überdeckt werde. Dieser sei ein ich-bezogener »Reflekteur«, an »dessen Gedankengänge und Wahrnehmungen wir als Leserinnen und Leser angeschlossen« (S. 26) sind. Eine Erzählerfigur also, die in ihrer fast monomanischen Selbstbezogenheit so gar nicht zum Konzept von Dialogizität passe. Hanschek erkennt jedoch auch schon in diesem frühen Text Formen von Polyphonie in einem ganzen Repertoire an »Stilblüten, Texten, Funktionen,

Bildungsgut ebenso wie Albernheiten, die als solches instrumentalisiert werden« (S. 35). Eine ungleich stärkere Form von Dialogizität ordnet Hanuschek dem Kriterium der Alterität unter: einmontierte Texte – wie etwa Christoph Martin Wielands Roman *Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva* (1764); Johann Gottfried Schnabels *Wunderliche Fata einiger See-Fahrer* (1731–43); Friedrich de la Motte Fouqués *Undine* (1811) und *Die wunderbaren Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenstein* (1817) und Suzanne de Robillards *Kurze Nachricht von meiner Flucht aus Frankreich* (1687) – folgen »einem ganz anderen sprachlichen Duktus« (ebd.) und sollten deshalb so etwas wie ein Eigenleben zuerkannt bekommen. Sie haben den Status von Paratexten, aus denen sich die Dialogizität »erhebt« (S. 44): »zum Teil wirkliche Fremdtex-te, zum Teil Träume und Fälschungen, bei der Lektüre ohne Handbuch ein irritierender, gleichwohl höchst vergnüglicher und aufregender Wechsel von Text- und Stilebenen, die sich mit einiger Überlegung in den von der Erzählung etablierten Erzählmodus einfügen können – oder auch nicht.« (ebd.) Für Hanuschek stellt sich die Schmidt'sche Dialogizität am Ende als ein Geflecht von Täuschungen und intradiegetischen Selbsttäuschungen dar.

Der in Hamburg lehrende Literaturwissenschaftler Harry Fröhlich wendet sich dagegen dem Spätwerk Schmidts zu und möchte es in die aktuellen literaturwissenschaftlichen Diskurse einbinden. Fröhlich versteht Dialogizität als »replizierendes Sprechen in Texten, wie es sich im »spannungsvol-

le[n] Aufeinandertreffen von struktureller Heterogenität« (Fröhlich, S. 102) zeige. Am Beispiel von *Abend mit Goldrand* rubriziert Fröhlich die dialogischen Passagen unter die Kategorien (1) Gattungshybridität, (2) sprachliche Polyphonie (im Anschluss an Bachtin), (3) Intertextualität, (4) Intermedialität und (5) Autofiktion. Die Darstellung Fröhlichs gipfelt in der Feststellung, dass insbesondere *Abend mit Goldrand* ein Lesetext sei, der »die dramatischen Formen imitiert«, da sich die Figurenrede als sprachliche Polyphonie äußere und in den Nebentexten die Erzählstimme eines »abstrakten Autors« (S. 104) vernehmbar sei. Das *showing* wird also durch das *telling* ergänzt. Hinzu kommen lt. Fröhlich – spätestens seit Schmidts verstärktem Rekurs auf die Freud'sche Psychoanalyse und dessen Mehr-Instanzen-Modell – die unterschiedlichen »Stimmen« des auftretenden Romanpersonals. »Wenn man so will, sprechen die Figuren einen »Psycholekt«, neben diversen Soziolekten oder Gruppensprachen. Dies alles verleihe dem Roman etwas »Performatives« und eine »Lebendigkeit« (S. 109) gegenüber dem sonst so deutlich herausgestellten Kunstcharakter. Eine Folgerung, die ähnlich auch auf die vorgelagerten Dialogromane Schmidts – *Zettel's Traum* und *Die Schule der Atheisten* – Anwendung finden könnte. Gegenstand der Untersuchung von Dialogizität bei Arno Schmidt sind demnach die »vielstimmigen«, inszenierten Gespräche, die vom jeweiligen Sprecher mit einem imaginären Gegenüber geführt werden; dieses Gegenüber – als Identität eines »Anderen« – stellt sich im Gespräch wechselweise und dialogisch her, wobei sich der jeweilige Sprecher (und sein erzählendes »Ich«)

von diesem Anderen abgrenzt. Dieses Wechselverhältnis bezeichnet man als »Alterität«, und deren Instanzen können natürlich auch Abspaltungen des eigenen Selbst sein (wie in den Monologen der geistlichen Literatur der Antike das »Soliloquium«) oder imaginierte, personifizierte Stimmen, beispielsweise in den »Totengesprächen«. Die »andere« Instanz kann ebenso Gott sein (wie im Werk Augustins) oder eine erinnerte reale oder fiktive Person. Oder auch das Gesamt eines vielstimmigen »Chors« (vgl. Bachtin 1979). Auf diese Vielstimmigkeit in seinen Romanen und Erzählungen hat Schmidts mit seiner Bemerkung über die »3000 Fiorituren & Pralltriller, die eine erhebliche Kunst & Mühe erforderten« in einem Brief an Jörg Drews vom 13.09.1964 übrigens selbst hingewiesen.

Nach Lektüre dieser beiden Aufsätze wird deutlich: Dialogizität bei Schmidt erweist sich als eine fingierte Gesprächskultur, die von den permanenten Auseinandersetzungen seines Romanpersonals über die wechselseitig eingebrachten literarischen Vorbilder (die auch meist die »Lieblinge« ihres Autors sind) geprägt ist. Diese Gespräche über Literatur, die ins Werk eingeschrieben sind, werden als Chance genutzt, Gegengeschichten aufzubauen, um die nach Schmidts Meinung zu Unrecht vergessenen Autorinnen und Autoren gegen die Strömungen und Trends der jeweils »herrschenden« Germanistik zu rehabilitieren. Der Ausweis von Dialogizität im Werk Schmidts erschöpft sich jedoch nicht im Abarbeiten intertextueller Bezüge, die als Voraussetzung ins Schreiben eingehen. Diese verdichten sich als die jeweilige »Kulisse«, auf deren Hintergrund das inszenierte Gespräch über Bücher

erst stattfinden kann: in den intratextuellen Dialogen des Romanpersonals sowie im Dialog des Lesers mit dem Text. In letzter Konsequenz – und dies scheint durchaus noch eine Leerstelle der Schmidt-Forschung zu sein – ist Dialogizität bei Schmidt Ausdruck eines untergründigen »Dialogs« des erklärten Atheisten mit der Religion und den existenziellen Grundbedingungen des Lebens.